

frauenpolitischer Sicht geboten, ansonsten besteht die Gefahr, dass die Betroffenen aufgrund wirtschaftlicher Notlagen in Abhängigkeitsverhältnisse geraten und im Verborgenen unter gesundheitsgefährdenden Bedingungen ihrer Tätigkeit nachgehen", heißt es in der offiziellen Erklärung. Wer sexuelle Dienstleistungen anbietet, muss aber ein individuelles Schutz- und Hygienekonzept erstellen und auf Verlangen der zuständigen Behörde vorlegen. Das gilt auch für Sexarbeiterinnen auf der Straße.

Lankwitz, Kamenzer Damm. Sexarbeiterin Jana steht auf einem der Balkone des Sexy Candyshop Bordells und raucht. Hellblonde Haare, schwarzes Negligé, weißer kurzärmeliger Arztkittel. Seit kurzem bietet das Bordell wieder Massagen an. "Natürlich fragen manche, können wir nicht was anderes machen, können wir nicht doch", erzählt Jana "aber wir stehen so unter Strom, wir wollen den Laden ja offenlassen. Wir wollen ja nicht, dass das in fünf Minuten wieder alles eingerissen wird."

Vorteil: Prostitutionsausweis

Jana ist eine von etwa 2.000 Sexarbeiterinnen in Berlin, die einen Prostituiertenausweis haben. Seit 2016 müssen sich Sexarbeitende in der Hauptstadt offiziell registrieren und eine Gesundheitsberatung durchlaufen. Für die Arbeit im Bordell ist ein Prostituiertenausweis in der Regel Pflicht. "Bei mir ist alles perfekt", sagt Jana, "meine Steuererklärungen sind von 2007 bis 2018, da kann das Finanzamt kommen und das alles durchwühlen". Als registrierte Prostituierte hat Jana vom Senat 5.000 Euro Corona-Soforthilfe bekommen. Wer nicht registriert ist, und das ist die Mehrheit der Berliner Sexarbeitenden, hatte dieses Anrecht nicht.

Lonneke Schmidt-Bink vom Frauentreff Olga hat in den letzten Monaten versucht, Grundsicherung für einige Sexarbeiterinnen zu beantragen. Meistens ohne Erfolg. Wer keinen festen Wohnsitz hat und nicht nachweisen kann, dass er oder sie seit fünf Jahren in Berlin lebt, hat kaum eine Chance auf Grundsicherung, sagt sie.

Durch die Lockerungen können jetzt zwar viele Sexarbeitende ihrem Job wieder nachgehen, aber auch nicht alle. 12 bis 15 Frauen arbeiten normalerweise im Sexy Candyshop Bordell in Lankwitz, momentan - wegen des eingeschränkten Angebots - sind es nur sechs. "Ich vermute mal, die anderen stehen irgendwo auf der Kurfürstenstraße oder sitzen in einem Appartement oder in einem Hotel, in dem sie sich eingemietet haben und arbeiten dort illegal", sagt Bordell-Betreiber Aurel Johannes Marx.

Vom Bordell auf die Straße

Genau diese Entwicklung macht Stephanie Klee Bundesverband Sexuelle Dienstleistungen (BSD) Sorge: "Jetzt gehen Sexarbeiterinnen, die das Segment Straße, das Segment Haus- und Hotelbesuche nicht gelernt haben, in diesen Bereich, weil sie ihren geschützten Arbeitsplatz, die Bordelle, verloren haben.

Für Haus- und Hotelbesuche muss man in der Lage sein, die Situation sehr schnell abschätzen zu können: Wie viele Personen befinden sich in dem Hotelzimmer, was ist das für ein Kunde, man muss von A-Z die Situation unter Kontrolle haben." Im Bordell hingegen, sagt Klee, könne man das Zimmer jeder Zeit verlassen und hätte immer Unterstützung von Kolleginnen. "Und die Kunden wissen natürlich auch ganz genau, dass sie in einem geschützten Raum unterwegs sind", so Klee, "und halten sich schon mal per se an die Regeln."

In Corona-Zeiten übersteigt das Angebot die Nachfrage

Zurück im Frauentreff Olga in der Kurfürstenstraße.

Gina muss nochmal raus. Sie hat für heute noch nicht genug Geld zusammen.

"Früher musste ich

zwei bis drei Stunden hierbleiben, jetzt Minimum

sechs bis acht Stunden, um auf den gleichen Betrag

zu kommen." Unter Corona sind die Preise

gesunken. Die Freier wissen um ihre Macht: Wenn

Gina ablehnt, gehen sie eben zur nächsten

Sexarbeiterin. In Zeiten von Corona übersteigt

Angebot Nachfrage. "Manche Frauen sind gereizt.

Jeden Tag wird jemand angeschrien: *Warum gehst du für wenig Geld* und dann wird man

beschuldigt", sagt Gina, "Ist ja ganz klar. Weil wenn man nicht genug Geld hat, nicht verdienen

kann... Es reicht nicht für alle."

Gina hofft, dass sie bald wieder ganz normal arbeiten kann. Ohne den Druck, jeden Kunden

nehmen zu müssen, der kommt. Ohne ständig von der Polizei beobachtet zu werden. Ohne mit

Freiern in dunkle Ecken gehen zu müssen, wo sie im Fall eines Übergriffs niemand hört oder

sieht: "Ich muss hierherkommen, um weiter leben zu können. Ich bin auf dieses Geld

angewiesen."